

Hundert Tage im Amt ...

Entdeckungsreise durch Spannungsfelder

Die magischen hundert Tage im Amt. Erfunden hat's der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt. Mitten in der Weltwirtschaftskrise zum Präsidenten gewählt, erbat er sich eine Hundert-Tage-Schonfrist für sein Wirtschaftsprogramm, den „New Deal“. Um zu sehen, ob es funktioniert. Und weil Wandel und Transformation und Veränderung eben nicht von heute auf morgen gehen. Aber leider auch meistens noch nicht einmal in hundert Tagen. Was passiert in den ersten hundert Tagen? Man orientiert sich. Und das ist sicherlich der erste Aspekt meiner Hundert-Tage-Bilanz. Ich habe mich orientiert. Und bin noch lange nicht fertig damit. Komisch, könnte man meinen. Weil mir das alles ja alles andere als fremd ist. Seit fast dreißig Jahren arbeite ich hauptamtlich für die Kirche. Kenne Gemeinde, kenne Kirchenbezirk und doch immerhin seit zwei Jahren auch den Landeskirchenrat. Müsste reichen zur Orientierung. Tut es aber nicht. Jede Funktion hat neue Perspektiven, bringt neue Menschen und neue Herausforderungen. Und so ist das nun auch für mich im Amt der Kirchenpräsidentin.

Eine Bilanz dürfen Sie von mir also nicht erwarten. Die würde relativ schmalbrüstig ausfallen. Aber in die Gedankengänge dieser ersten hundert Tage nehme ich Sie gerne mit. Und als Überschrift für diese Reflexionen wähle ich den Begriff „Spannungsfelder“. Weil das meine Gedanken in diesen Wochen und Monaten gut beschreibt. Wir leben als Kirche in Spannungsfeldern. Innerhalb und außerhalb der Kirche. Und damit wage ich natürlich auch den Ausblick über die ersten hundert Tage hinaus: Die nächsten Jahre werden zeigen, wie wir uns innerhalb dieser Spannungsfelder bewegen, entwickeln und positionieren. Ob es fruchtbare Spannungen sind, die sich in Lösungen auflösen. Oder ob die ein oder andere Spannung uns zu zerreißen droht.

Ein eindeutiges „Entweder-Oder“ wird dabei in den seltensten Fällen weiterhelfen. Ein schwungvolles „Sowohl-Als auch“ leider auch nicht. Natürlich werden wir Entscheidungen treffen müssen. Und davor haben wir ja von Fall zu Fall Angst. Weil jede Entscheidung das Risiko birgt, Fehler zu machen. Und keine Entscheidung zu treffen, kann der noch größere Fehler sein. Wir fürchten, dass Spannungen sich hässlich entladen. Dass sie zu Zerreißproben unserer Kirche werden. Deswegen gehen wir oft den langen Weg mit dem langen Atem. Weil die Ängste spürbar sind, die diese Zeiten mit sich bringen. Aber Angst war

noch nie ein guter Nährboden für Entscheidungen. Irgendwie muss es uns gelingen, diese Angst zu überwinden und mutig voran die Spannungsfelder auszuhalten, klare Richtungen zu entwickeln und schwammige Halbheiten zu vermeiden.

Und wie ich diese kryptischen Worte meine, erkläre ich nun gerne an ein paar Beispielen:

1. Wachsen gegen den Trend oder Untergang des christlichen Abendlandes?

Wir werden weniger. Nur wer blind auf zwei Augen ist, sieht das nicht. Alle Zahlen, alle Statistiken zeigen, dass wir weniger werden. Dazu tut die Demographie ihren Teil. Aber nun eben auch all die, die unsere Kirche verlassen. Lange war es erklärungsbedürftig, aus der Kirche auszutreten. Mittlerweile ist es erklärungsbedürftig, Mitglied zu bleiben. Was unsere Mitgliederzahlen angeht, lässt sich getrost von Erosion sprechen. Oder eben nicht getrost. Weil uns die Zahlen der letzten Jahre und die Prognosen für die nächsten Jahrzehnte ja aufstören, verunsichern und ratlos machen. Kirche auf dem absteigenden Ast. Das Schiff, das sich Gemeinde nennt, als Titanic des 21. Jahrhunderts, die bereits den Eisberg touchiert hat. Verstärkt wird der Effekt der Zahlen durch die öffentliche Wahrnehmung. Wir sind nicht in den Schlagzeilen, wenn uns etwas gut gelingt oder weil wir etwas gut machen. Öffentlich werden wir wahrgenommen über eine Art Endlosschleife zwischen kirchlichen Negativgeschichten und Austrittszahlen. Die Negativschlagzeilen bestätigen die Austritte, die Austritte bestätigen die negative Aura – ein Teufelskreis. Oder anders gesagt: An uns haftet der Nimbus des Scheiterns, des Ewig-Gestrigen und leider oft auch des Unglaublichen. Viele sehen in uns nicht lebendige Gemeinde, sondern verbohrt Institution, die um ihres eigenen Machterhalts willen Seelen fangen will. Bei jedem, wirklich jedem Interview dieser hundert Tage bin ich gefragt worden, wie ich diesen Trend umzukehren gedenke. Ich alleine schon einmal gar nicht. Wenn schon, dann wir. Wenn schon, dann wir mit Gott. Und damit bin ich bei der anderen Seite der Medaille. Vor Jahren landete ein Buch auf meinem Schreibtisch mit dem Titel „Wachsen gegen den Trend“. Best-practice-Beispiel, wo es Gemeinden gelungen ist, mit besonders innovativen Ideen Gemeinde zu beleben, andere Menschen als bisher anzusprechen, mit ungewöhnlichen Wegen Kirche anders zu leben. Und die Botschaft? Wenn wir uns nur richtig Mühe geben, dann gelingt uns die Kehrtwende. Dann werden sie nicht mehr zum Kirchenaustritt vor dem Bürgercenter Schlange stehen, sondern vor dem Pfarramt zum Wiedereintritt ... Und alles wird wieder gut.

Diese Botschaft fand und finde ich fatal. Weil sie ignoriert, was nicht zu ignorieren ist. Die Erosion eben. Keine innovative Idee dieser Welt wird derzeit den Trend so umkehren können, dass unsere Zahlen schlagartig und nachhaltig steigen. Und so funktionieren Kreativität und Innovation auch nicht. Die haben ihren Sinn. Natürlich. Nur ein Narr tritt bei Kreativität und Innovation auf die Bremse. Hut ab vor jeder Gemeinde, der es gelingt, mit ihren Ideen Menschen anzusprechen und für Glaube und Gemeinschaft zu begeistern. Aber das kann man nicht zum Programm für alle machen. Oder gar zur Anforderung. So als würde es nur an mir und meinem Engagement hängen, das christliche Abendland zu retten. Ach du lieber Himmel. Kein Wunder, wenn Kolleginnen und Kollegen dabei in die Knie gehen und reihenweise in den Burnout gehen.

Was ist dann nun aber unser Antwortlied auf den allgemeinen Schwanengesang auf unsere Kirche? Mir ist arg danach, gelassener Töne an den Tag zu legen. Wir werden nicht gegen den Trend wachsen. Derzeit nicht. Absehbar nicht. Die Erosion hat nicht erst gestern begonnen, sondern schon vor langer Zeit und tritt nun heftig zutage. Wir verlieren nicht erst jetzt die Menschen, wir haben sie längst verloren. Wir befinden uns in der Wellenbewegung christlicher Kirchen, die seit Jahrtausenden von Aufs und Abs geprägt sind. Früher waren die Kirchen voll. Waren sie das? Welches Früher? Wer denkt schon ernsthaft weiter als bis zu den Bildern seiner eigenen Kindheit? Wer es tut, wird feststellen, dass schon andere zu anderen Zeiten den Mangel an christlicher Begeisterung an Gottesdienst und Gemeinde beklagt haben – wie Schleiermacher etwa. Es gibt hier nichts wirklich Neues unter der Sonne. Und das ist nicht der Untergang des christlichen Abendlandes. Es stellt uns in Frage, bringt uns ins Nachdenken, zwingt uns zu Veränderungen. Und verlangt einen verdammt langen Atem. Und viel Resilienz. Dieses Gefühl von Dauerdefensive ist ermüdend und lässt sich nur verhindern, wenn wir die Defensive verlassen. Ich will nicht mehr Kirche in der Defensive sein, weil das den Blick völlig verstellt für das, was wir sind: Kirche in der Offensive Gottes. Noch immer. Vor ihm fühle ich Verantwortung, nicht vor den Kommentaren in den sozialen Medien. Und immer wieder kreuzt dieses biblische Wort meinen Weg: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Gewöhnen wir uns daran, dass wir keine Monopolisten mehr sind, dass wir keine Mehrheitskirche mehr sind, dass unser gesellschaftlicher und politischer Einfluss nicht selbstverständlich ist. Gewöhnen wir uns daran, dass wir sind, was wir sind. Die Kirche eines Wanderrabbis, der etwas zu sagen hat, was die Welt verändern kann. Und das haben wir

noch immer. Also tun wir das. Und vertrauen wir darauf, dass der mit uns ist, der uns auf die Reise schickt. Diesen Geist wünsche ich mir in den Transformationsprozessen, Strukturdiskussionen und Reformbemühungen unserer Tage. Nicht die ewig-verkrampfte und stets-bemühte Mär vom „Wachsen gegen den Trend“. Sondern das gute alte „mutig voran“, das heute so aktuell ist wie selten.

2. Anachronistischer Kontrapunkt oder zeitgeistgemäßer Mainstream?

Apropos alt und aktuell, Tradition und Innovation. Zwei mittlerweile reichlich abgenutzte Begriffe, die aber genau die Spannung aufzeigen, die von vielen wahrgenommen wird. Punkten wir in dieser so dermaßen schnelllebigen Gesellschaft als Kontrapunkt, singen unsere alten Lieder in den Beat der Zeit hinein, sprechen unsere alten Worte in aller Ruhe, auch wenn sie nicht Twitterlänge haben? Weil die Welt mit ihrem galoppierenden Tempo genau das braucht? Oder steuern wir damit viel zu sehr an den Lebenswirklichkeiten genau der Menschen vorbei, denen wir doch eigentlich mit unserem Kontrapunkt guttun wollen? Ganz sicher ist unser Kulturbeitrag zur Gesellschaft auch eine Art Verlangsamung und Unterbrechung, Traditionsbewusstsein, Alltagsoase. Also eben der Kontrapunkt. Aber ganz sicher nützt das alles nichts, wenn das, was wir zu bieten haben, gar nicht als Kontrapunkt wahrgenommen wird. Viel zu vielen erschließt sich das gar nicht, weil sie sich nicht darauf einlassen können. Sie vermuten Paul Gerhardt und finden Paul Gerhardt. Sie finden die Melodien fremd und verstehen die Worte nicht. Und da nützt es nichts, wenn wir es besser wissen und hartnäckig Paul Gerhardt singen, bis sie es endlich verstanden haben. Und im Übrigen habe ich bewusst Paul Gerhardt als Beispiel genommen, weil an diesem Liederdichter mein Herz ganz besonders hängt und ich mit Inbrunst „Geh aus, mein Herz“ schmettere.

Wie so oft steckt Wahrheit in vielem und manchmal dazwischen. Wir sind ein Kontrapunkt und sollen es sein. Unsere Botschaft ist für diese Welt, aber nicht von dieser Welt. Und das darf man spüren, erleben, erfahren. Man darf in unserer Sprache hören, dass es nicht dieselbe ist wie beim Smalltalk auf dem Wochenmarkt. Und man darf an unseren Liedern hören, dass wir schon ein paar Jahrhunderte auf dem Buckel haben und in unseren Kirchenbänken mit so vielen Müttern und Vätern unseres Glaubens sitzen. Aber man sollte sich nicht der Illusion hingeben, dass es damit getan ist.

Denn umgekehrt: Martin Luther wollte, dass wir dem Volk aufs Maul schauen, dass sich unsere Sprache daran orientiert, ob sie verstanden wird. Und damit ist er im Fahrwasser des Apostels Paulus mit seinem Plädoyer für das liebevoll-prophetische Reden, das sich vor allem dadurch auszeichnet, dass es den anderen erreichen will. Und wenn man noch ein bisschen zurückgeht, ist man bei Jesus Christus mit seinem eindeutigen Bemühen um Worte und Bilder, die seinen Zeitgenossen verständlich und nachvollziehbar sind. Und das ist unsere Tradition. Unsere protestantische Tradition. Und sie muss der Prüfstein sein für das, was wir sagen, singen, tun.

Warum nicht gerade von den Alten lernen? Die beliebte Volkslieder ihrer Zeit verwendet haben, um sie geistlich umzuformen. Und das müssen wir noch nicht einmal. Unsere Welt ist voll religiöser Motive und theologischer Aussagen. Im Radio, im Kino, in der Belletristik unserer Tage. In den Charts machen sich Sänger und Sängerinnen Gedanken über Leben, Liebe und Tod, die von Millionen mitgesungen werden. Und wir erkennen diese geistlichen Qualitäten gar nicht und halten es für unseriös, über die Messiasmomente bei Harry Potter nachzudenken. Ist ja nur ein Kinderbuch. Hat gar nichts mit Bibel und Glaube zu tun. Ach ja? Diese ganze Welt ist unser kirchliches Spielfeld, ist Gottes Spielfeld. Kirche als Kontrapunkt: Ja! Aber nicht als Nischenversammlung, in der Zeit und Raum keine Rolle spielen. Menschen wollen ihre Wirklichkeit nicht an der Kirchentür abgeben. Sie wollen bei uns ihr Leben, ihren Alltag wiederfinden. Und erwarten zu Recht, dass wir das, was ihr Leben prägt, in unser Reden, Glauben, Beten, Singen einbetten. Alltag im Lichte des Glaubens und auch im Lichte der Tradition kontextualisieren. So in etwa. Und da nützt uns Tradition als Asche gar nichts. Die Menschen wollen Feuer spüren. Mehr Gegenwart wagen. In unseren Predigten, in unseren Liedern, in unserer Sprache, in unseren Gebeten. Das würde mir schon gut gefallen. Weil ich mein Leben ja auch nicht an der Kirchentür abgebe und als Pfarrerin Mensch unter Menschen vor Gott bin.

3. Instagram oder Gemeindebrief?

Und damit sind wir bei einem anderen Spannungsfeld, das etwas mit Zielgruppen und Alterskohorten zu tun hat. Spätestens seit der Freiburger Studie wissen wir, dass Kinder und Jugendliche unsere Zukunft sind. Einen leicht ironischen Unterton kann ich mir dabei nur schwer verkneifen. Erstens ist das nun alles andere als eine neue Erkenntnis. Zweitens sind Kinder und Jugendliche nicht unsere Zukunft, sondern unsere Gegenwart. Und Drittens

haben Kinder und Jugendliche nicht verdient, sie nur im Licht ihrer zukünftigen Steuerzahlerqualitäten zu betrachten. Falscher Ansatzpunkt. Aber richtige Erkenntnis. Kinder und Jugendliche finden bei uns nicht die Heimat, die sie suchen.

Heimat bei uns haben immer noch viele ältere Menschen. Und das ist gut und richtig so. Jene, die zutiefst kirchlich sozialisiert sind. Für die ein Sonntag ohne Gottesdienst kein Sonntag ist. Die all die Jahre treu zu uns gestanden, Kuchen fürs Gemeindefest gebacken haben, in genau dem, wie es ist, das finden, was sie brauchen. Die wollen wir nicht vergrätzen und verlieren. Ohne Wenn und Aber. Weil die das auch nicht verdient haben. Und das ist nicht nur ein Spannungsfeld. Das ist ein veritabler Spagat.

Ein Spagat, dem in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts mit Zielgruppenorientierung begegnet wurde. Der normale Gottesdienst für die meist älteren Hochverbundenen.

Daneben – und ich meine wirklich daneben – Familiengottesdienste, Kinder- und Jugendgottesdienste, Frauengottesdienste und, und, und. In Kaiserslautern haben wir vor Jahren unsere Gottesdienstlandschaft unter die Lupe genommen. Und waren bass erstaunt, dass neben dem klassischen Sonntagsgottesdienst unglaublich viele gottesdienstliche Formen in unseren Gemeinden zum Alltag gehören. Wohlgemerkt: neben dem klassischen Sonntagsgottesdienst. Denn diesen Schritt haben wir nie geschafft. Dass die Unterscheidung zwischen Erst- und Zweitgottesdienst wegfällt, weil es nur Gottesdienst gibt.

Sonntagvormittag ohne Glockenläuten mag ich mir auch nicht vorstellen. Nicht nur, weil mir das etwas bedeutet, sondern weil es zum Rhythmus unserer Gesellschaft gehört. Aber wo steht geschrieben, dass es dabei bleiben muss? Wo steht geschrieben, dass in allen Kirchen sonntags um 10.00 Uhr so ziemlich dasselbe ablaufen muss? Und wer sagt, dass die älteren Hochverbundenen so unflexibel sind, dass sie so gar nichts anderes aushalten als das, was sie schon in ihrer Jugend erlebt haben? Wir gehen ungeprüft davon aus. So wie wir oft von etwas ausgehen, ohne es jemals etwas anderes ernsthaft und zuversichtlich versucht zu haben. Es soll Gemeinden geben, die das tun. Und die guten Erfolg damit haben. Die ältere Menschen erleben, wie sie sich an einem lebendigen Gottesdienst freuen. Auch wenn sie die neuen Lieder nicht mitsingen können. Denn auch Ü-80-Menschen fühlen sich nicht wohl unter dem Motto „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind“.

Und was für den Gottesdienst gilt, gilt für so viel anderes auch. Aus gutem Grund habe ich dieses Spannungsfeld „Instagram oder Gemeindebrief“ genannt. Wir erleben den Rückzug der Printmedien und den Siegeszug der Online-Medien bzw. der sozialen Netzwerke. Gerade

in Zeiten von Corona haben wir gemerkt, wie wichtig es ist, nicht nur auf Print, nicht nur auf analoge Medien zu setzen, sondern eben auch all das in den Blick zu nehmen, was im Rest der Welt längst selbstverständlich ist. Natürlich gibt es noch eine Menge älterer Menschen, für die ein Computer oder ein Smartphone schwer zu meisternde Begleiterscheinungen einer komplexer werdenden Welt sind. Und für die wollen und werden wir da sein.

Aber ich kann mir schlecht eine Zukunft vorstellen, in der wir Jungen sich wieder mehr für Printprodukte begeistern lassen. Und umgekehrt ist absehbar, dass immer mehr Ältere sich vertraut damit machen, über Whatsapp Nachrichten zu schreiben, auf Facebook Beiträge zu liken und im Internet herauszufinden, was sie wissen wollen. Und deshalb müssen wir das im Blick haben. Und unsere Zeit- und Finanzbudgets danach ausrichten. Denn wir haben nur begrenzt Zeit und Geld. Aber wir haben die Freiheit, unsere Zeit und unser Geld so einzusetzen, wie es für möglichst viele sinnvoll ist. Da ist die Digitalisierung keine quantité négligeable, sondern ein längst erforderliches Muss. Nicht um Menschen abzuhängen, sondern um sie zu erreichen. Mehr Social Media, weniger Print. Mehr Zutrauen in die Alten und mehr Hören auf die Jungen. Nicht wegen der Zahlen und Statistiken, sondern wegen des Evangeliums, das aller Welt verkündet wird. Auf allen Kanälen.

4. Ethisch-moralische Orientierung oder kontroverser Diskurs?

Und damit bin ich bei einem vierten Spannungsfeld. Wie verkündigen wir das Evangelium? Zum Beispiel in die Gesellschaft hinein, zu der wir als Kirche gehören, von der wir ein Teil sind. Tun wir das mir der finalen Sicherheit des gläubigen Menschen, der aus seinem Glauben heraus genau weiß, was er den Menschen ins Stammbuch schreibt? Manchmal mag das sein. Aber beileibe nicht immer. Und das ist gut so. Das ist protestantisch. Und das gefällt mir. Der Diskurs gefällt mir. Der hat uns schon immer ausgezeichnet. Kaum hatte Martin Luther gesagt, was er zu sagen hatte, sagten andere anderes. Oft genug ging es mit Hauen und Stechen einher, was sicherlich nicht beispielhaft für gegenwärtige Diskussionen ist. Aber beispielhaft ist das Ringen und die Suche um die Wahrheit, die keiner gepachtet hat. Auch hier war dieses Corona-Jahr wie ein Brennglas. Weil in dieser großen und weltweiten Krise natürlich ein Bedürfnis, eine Sehnsucht nach Klarheit, nach verlässlichen Antworten wächst. Aber die hatten noch nicht einmal die Virologen. Und die Theologen hat man erst gar nicht gefragt. Was schade war und ist. Weil wir ja Antworten haben. Wie zum Beispiel die, dass es in solchen Krisen noch nie einfache Antworten gab, aber immer ein

gemeinsames Aushalten. Dass die Menschheit seit Anbeginn die Erfahrung von Kontingenz, von Widerfahrnis macht, wo die Realität all unsere Plänen und Berechnungen und Sicherheiten einen Strich durch die Rechnung macht. Und auch der Glaube hat darauf keine abschließende Antwort, die jeden und jede zufriedenstellt. Der Glaube hält seit Jahrtausenden mit Gottes Hilfe die Krise aus und stiftet Gemeinschaft, die Stärke und Trost und Halt gibt. Die Glaubenden ringen und suchen nach der Wahrheit. Und sind sich darin längst nicht immer einig.

In der Debatte um den assistierten Suizid war und ist das mit Händen zu greifen. Mit dem Vorpreschen bekannter Namen in einer großen deutschen Zeitung, das bei manchen Kollegen und Kolleginnen tiefstes Unverständnis ausgelöst hat. So als gäbe es einen common sense zu diesem überaus heiklen und sensiblen und diffizilen Thema. Den gibt es nicht. Auch wenn kirchenleitende Statements das suggerieren. Als gäbe es ein paar Ausreißer, aber eine große und stabile und vor allem nicht zu hinterfragende protestantische Linie. Sehe ich nicht. Ich sehe die Notwendigkeit, sich zu beraten, zu diskutieren, Meinungen einzuholen, auf Erfahrungen zurückzugreifen. Nicht einen gemeinsamen Punkt haben, sondern einen gemeinsamen Punkt finden. Und sich selbst dann nicht sicher sein, dass es dabei bleibt. So ist die Realität. Und die Antwort schulden wir dann der jeweiligen Situation. Und so sollte auch unser Umgang damit sein. Weil wir Protestanten und Protestantinnen sind.

Natürlich gibt es sie. Die Themen, die Ereignisse, wo es kein Wenn und Aber gibt. Wo überaus klar ist, was wir von kirchlicher Seite dazu zu sagen haben. Natürlich gibt es die großen Linien und Werte, die klare Orientierungslinien bieten. Für das Leben und ganz besonders in der Tat für das Sterben. Aber so zu tun, als hätten wir auf alles schon immer die Antwort, ist Augenwischerei. Haben wir nicht. Weil auch wir unter den Bedingungen des Menschseins reden und handeln. Und das darf man spüren. Man darf unser Ringen spüren. Man darf spüren, dass wir es uns nicht leicht machen, wenn es nicht leicht ist. Denn das macht uns glaubwürdig.

Unsere Kanzeln sind keine Heroldsbühne, von der Richtigkeiten und Wahrheiten verlautbart werden. Sie sind Orte, wo das Fragmentarische, das Komplexe, das Verwirrende aufgenommen und angesprochen und zur Orientierung mit unserem biblischen Zeugnis in Dialog gebracht wird. Und wenn der Prediger, die Predigerin „Amen“ sagt, dann ist das doch immer nur ein Strichpunkt, der Menschen in ihr Leben, ihren Alltag entlässt. Hoffentlich ein bisschen nachdenklicher als vorher. Und auch ich stehe nicht morgens auf und weiß alles

besser, weil ich jetzt Kirchenpräsidentin bin. Aber ich bin auf dem Weg mit so vielen anderen, die mit mir nach der Wahrheit suchen. Und das soll man auch in meinen Worten spüren.

5. Protestantisches Profil oder ökumenischer kleinster gemeinsamer Nenner?

Das ist freilich gleichbedeutend mit einem bestimmten Amtsverständnis. Andere haben Bischöfe, wir bewusst nicht. Und damit ist dann nicht nur eine Funktionsbezeichnung anders, sondern ein ganzes Selbstverständnis. Und das Selbstverständnis, das unsere Evangelische Kirche der Pfalz hat, gefällt mir nun besonders gut. Wir sind ein liberaler Landstrich mit einem hohen Freiheitsbedürfnis. Wir lassen uns nicht gerne etwas vorschreiben und vorsagen und rennen nicht gerne jeder Herde hinterher. Wenn wir in unserer Kirche Ämter haben, dann legen wir Wert darauf, dass das nichts mit oben oder unten zu tun hat, sondern mit Funktionen, die in einem System, einer Organisation nun einmal notwendig sind. Was man an unserem Ordinationsverständnis sehr klar ablesen kann.

In den Interviews dieser Wochen bin ich sehr oft gefragt worden, wie ich dem Amt der Kirchenpräsidentin begegne. Mit Respekt, habe ich in aller Regel geantwortet. Und das ist reine Wahrheit. Weil es eine Funktion mit herausfordernden Aufgaben ist, die öffentlich wahrgenommen und beurteilt werden. Und mit dieser Beurteilung geht nun eben oft ein Urteil über Kirche an sich einher. Das ist halt so. Und darum wird mir jeden Tag deutlicher, wie wichtig mein Selbstverständnis, das der Behörde Landeskirchenrat, das aller Funktionsträger in unserer Landeskirche ist.

Weil davon abhängt, wie unser System insgesamt tickt. Mit welchem Pfarrer*innenbild leben wir und mit welchem wollen wir leben? Derzeit steht gerade das Dekansamt auf dem Prüfstand, dessen Beschreibung in der Verfassung nichts, aber auch rein gar nichts mehr mit der Realität zu tun hat. Und im Landeskirchenrat sind wir auf einem gutem Weg, einen neuen Teamgeist zu entwickeln und arbeiten an unserer Kommunikation innerhalb der Behörde. Weil all das zu unserem protestantischen Wesen gehört. Zu unseren Grundlagen, die uns Kirche sein lassen. Natürlich steckt uns der Geist bayerischer Verwaltung noch in den landeskirchlichen Knochen, aber auch wenn „Konsistorium“ über dem Haus am Domplatz 5 steht und in der Fläche reichlich der „Wasserkopf“ in Speyer mit all seinen überflüssigen Tätigkeiten beklagt wird, erlebe ich eine Behörde, die Dienst leistet, Dienstleister ist und sein

will. Klappt mal besser und mal schlechter. Aber mittlerweile bin ich mir sehr sicher: Nicht nur unsere Kirche ist besser als ihr Ruf, das gilt auch für den Landeskirchenrat.

Und direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite ist das Bistum Speyer zu Hause, mit dem wir in den vergangenen Jahrzehnten immer enger kooperieren und diesen Weg auch konsequent weiterbeschreiten wollen. Finden viele gut, die sich schon längst fragen, wozu man zwei schrumpfende christliche Konfessionen braucht. Finden viele aber auch nicht gut, weil es in der Tat nicht einfach um eine Art überflüssiger christlicher Doppelstruktur geht, sondern um zwei Kirchen, die viel verbindet, aber nach wie vor einiges trennt. Und das sind keine Nebensächlichkeiten, sondern Sachverhalte, die unseren Kern berühren. Zum Beispiel das Amtsverständnis und Papsttum, hierarchische Strukturen, die Rolle von Frauen im System, Eucharistie und Abendmahl.

Kann man doch einfach alles weglassen, sagen mir viele in den Gemeinden. Sollen sich darüber doch die Theologen streiten, an der Basis interessiert das niemanden. Mag sein. Aber es geht eben nicht um ein paar theologische Elfenbeintürmchen, über die sich die Fachleute die Köpfe heiß reden. Es geht ums Eingemachte, und das lässt sich nicht einfach beiseiteschieben und so tun, als wäre es nicht wesentlich. Denn das ist es. Die Knackpunkte in der Ökumene betreffen das Wesen unserer beiden Kirchen. Und das wird ziemlich sicher auch noch eine ganze Weile so bleiben. Auch wenn die öffentliche Meinung uns im Guten wie im Schlechten im selben Boot sieht, sind es nach wie vor zwei Schiffe, die (hoffentlich) in dieselbe Richtung fahren und sich dabei immer mehr annähern.

Und in der Annäherung geht es gerade nicht um Gleichmacherei, um den kleinsten gemeinsamen Nenner. Es geht darum, das jeweilige Profil zu achten und Rücksicht aufeinander zu nehmen. Seit über vier Jahren arbeiten wir an einer Vereinbarung zum konfessionell-kooperativen Religionsunterricht, die jetzt in Rheinland-Pfalz und Saarland zum 1. Juli endlich unterzeichnet werden soll. Die verschriftlicht eine Realität, die an vielen Schulen bereits existiert. Und es ist auch keine letztgültige Revolution in der kirchlichen Bildungslandschaft, weil im Norden der Republik schon längst ganz andere Wege gegangen werden. Dass ein für die allgemeine Wahrnehmung relativ kleiner Schritt so viel Zeit in Anspruch genommen hat, ist ein Zeichen dafür, dass es um Profil geht. Um die Angst, Profil zu verlieren, um die Angst, sich selbst zu verlieren. In beiden Kirchen.

Wir werden konsequent unsere ökumenischen Wege weiter gehen. Und diese Wege erlebe ich geprägt von großem Vertrauen, viel gutem Willen und guter Gemeinschaft. Weil wir nun

eben das Glück haben, uns dasselbe Gebiet zu teilen und einen Bischof Wiesemann als Partner zu haben. Wenn wir einander als Brüder und Schwestern begrüßen, ist das aufrichtig gemeint. Aber Brüder und Schwestern dürfen dennoch verschiedene Anschauungen und Traditionen haben, über die man sich auseinandersetzen muss. Die Geschwisterlichkeit zeigt sich nicht in der Gleichmacherei, sondern in der Art des Umgangs, in der Kultur des Miteinanders.

6. Parochie first oder Gemeinde first?

Und die Kultur des Miteinanders begegnet mir nun in neuer Weise auch in unserem protestantischen Kontext. Zugegeben: Als Gemeindepfarrerin war mir die meiste Zeit schon ziemlich gleichgültig, was eine Landessynode getan und beschlossen hat. Mittlerweile weiß ich, dass das bereits ein Problem ist. Weil die Landessynode kein Ufo ist, das über unserer Kirche schwebt und Probleme wälzt, die in den Presbyterien gar nicht interessieren. Dort geht es um Weichenstellungen, die für alle interessant sind. Und das, was an der Basis interessiert, soll sich auch in den synodalen Diskussionen wiederfinden. So soll es sein. So ist es leider oft nicht. Und das sollte sich ändern. Hat auch viel mit Kommunikation zu tun, vermute ich.

Gerade haben wir die Landessynode neu gewählt, Anfang Juli wird sie sich konstituieren. Und ich hoffe und baue auf Menschen, die die Erfahrungen ihrer Gemeinden und ihrer Kirchenbezirke einbringen, aber nicht mit Tunnelblick, sondern mit dem Weitblick für die ganze Kirche. Die Entscheidungen, die in der Landessynode getroffen werden, sollen gut und möglichst gerecht sein für alle. Angesichts der höchst unterschiedlichen Rahmenbedingungen unserer Kirchengemeinden eine Herausforderung eigener Art, bei der es nicht verwundert, dass viele synodale Entscheidungen an der Basis nicht auf Gegenliebe stoßen. Aber nur mit Weitblick werden wir den Horizont unserer Kirche sehen. Mit dem Tunnelblick der je eigenen Befindlichkeit gehen wir das Risiko ein, Wesentliches zu verlieren. Gerade auch im Bereich gesamtkirchlicher Arbeit.

Die Stimmen werden mehr, die im Erhalt der Parochie der Weisheit letzten Schluss sehen. Weil wir alle wissen, dass die Nähe zu den Menschen das Pfund ist, mit dem wir wuchern. Kirche ist und bleibt Beziehungsarbeit. Und die funktioniert nicht in übergeordneten Strukturen, die für Menschen nicht durchschaubar sind. Das Gesicht von Kirche vor Ort, das dürfen wir nicht aufgeben und preisgeben. Bis dahin sind wir uns alle einig. Wo der Konsens

aufhört, ist die Frage, was „vor Ort“ ist. In aller Regel wird das gleichbedeutend gemeint mit Gemeinde als Parochie. So als gäbe es Gemeinde nur als Parochie. Und hier fangen meine Bauchschmerzen an. Weil ich auch theologisch hier an Grenzen stoße.

Gemeinde Gottes ist nicht gleich Parochie. Die Parochie ist ein gutes Instrument, um in einer Organisation bestimmter Größe nicht den Überblick zu verlieren. Nach unserer Verfassung ist die Kirchengemeinde in Deckung mit der Parochie als Körperschaft des öffentlichen-Rechtes, als Pflanzstätte evangelischen Glaubens und Lebens und als Gemeinschaft geschwisterlicher Liebe. Damit ist Parochie auch inhaltlich beschrieben und Kirchengemeinde als Gemeinde definiert. Aber Gemeinde Gottes ist dennoch weit mehr. Sie konstituiert sich auch in der Schule, am Arbeitsplatz, im Krankenhaus, im Seniorenheim, in der Kindertagesstätte, als Gemeinde auf Zeit, als Gemeinde an verschiedenem Ort, was wir gerade in Corona gelernt haben.

Wer „Parochie first“ fordert, erklärt vieles andere, was zu uns als Kirche gehört und was für Menschen wesentlich ist, zur verzichtbaren Nebensache. Zudem begeben wir uns damit in ein Konkurrenzdenken christlichen Kirchturmdenkens, in ein partikularistisches Denken, das dem inneren Zusammenhang von Glaube, Gemeinde und Kirche nicht entspricht. Unser Auftrag ist es, überall da zu sein, wo Menschen sind. Der erfüllt sich nicht, indem wir erwartungsvoll davon ausgehen, dass Menschen sich in diesen Zeiten von selbst dort einfinden, wo wir es definieren. Wir können einladen, wir müssen einladend sein. Aber wenn Menschen sich anderswo einladen lassen, ist das ihre Freiheit. Und dann tun wir besser daran, diese Orte im Blick zu haben und Gott zuzutrauen, dass er seine Gemeinde nicht nur dort baut, wo wir es vorsehen. In diesem Sinne: „Gemeinde first“? Auf jeden Fall. Aber mit der notwendigen Offenheit, die einem wandernden Gottesvolk entspricht.

Mit diesen Gedanken möchte ich zum Ende meiner Gedanken kommen. Einiges würde mir noch einfallen. Das Spannungsfeld Landeskirchen und EKD zum Beispiel. Das Spannungsfeld Politik und Kirche zum Beispiel. Das Spannungsfeld von Individualität und Solidarität zum Beispiel. Das Spannungsfeld der verschiedenen Milieus und Lebenswirklichkeiten, die ausgeprägter und immer weniger vereinbar werden, zum Beispiel. Oder das ewige Spannungsfeld der Entscheidungen „top down“ oder „bottom up“ – gerade angesichts dessen, dass wir in Zukunftsprozessen sind und absehbar noch mehr sein werden. Aber es

sind ja Gott sei Dank noch mehr als hundert Tage Zeit, all diese Themen zu bedenken, miteinander zu diskutieren und im Gespräch zu bleiben.

Und das ist für mich kein Spannungsfeld, sondern etwas, in dem ich nur immer wieder Tag für Tag bestärkt und bestätigt werde. Das A und O unseres Kircheseins ist die Kommunikation, die sich durch all das, was ich gerade an Spannungsfeldern benannt und ausgeführt habe, durchzieht wie ein roter Faden. Sie ist eine Kultur für sich und verdient alle Aufmerksamkeit. Sie geht einher mit Begriffen wie Wertschätzung, Achtung, Augenhöhe, Partizipation, Fehlertoleranz und Kompromissbereitschaft. Und in all dem, was wir tun, spielt sie mehr oder weniger explizit eine Rolle.

Deshalb danke ich Ihnen, dass ich nun so lange einen Monolog halten durfte, bin nun aber richtig gespannt darauf, wie wir ins Gespräch kommen. Nicht nur heute, sondern alle Tage, die der Herr uns leben lässt. Ich danke Ihnen!